

Mensch und Natur.

Philosophische Deutungen und Fragen.

Café Philo
Achte Sitzung am 17.6.2024

Fady Barcha
(2024)

Unser Verhältnis zur Natur ist facettenreich und paradox. In der Natur fühlen wir uns wohl, ja wir leben auf, gesunden innerlich und äusserlich. In ihr suchen und finden wir Ruhe und Erholung, Abenteuer und Zerstreuung, Nahrung und Behausung, Lebensfülle und Todesnähe. Wir betrachten sie als unser ureigenes Refugium, um uns zu sammeln, und als unseren privaten Sportplatz, um uns zu trimmen. In der Natur entgrenzen wir uns und verschmelzen mit der Umgebung. In ihr sind wir besonders empfindsam und besonders autistisch. Wir nehmen uns gänzlich zurück und überantworten uns den Sinnesreizen. Wir blenden alles aus, was unsere Selbstoptimierung beeinträchtigt. Unser Appetit auf Natur ist unersättlich. Wir wollen sie uns hemmungslos einverleiben.

In der Natur machen wir elementare Erfahrungen. Unter freiem Himmel tanzen wir und feiern Feste. Singen Lieder. Gehen Hand in Hand. Lieblosen uns. In ihren Kreislauf sind wir einbezogen. Als Kinder der Erde werden wir zuletzt zu Erde und zu Asche.

Die vielfältigen Jahreszeiten mit ihren Charakteristika versetzen uns in Staunen. Wir geniessen die Abwechslung und sehnen uns nach der Fortdauer des Augenblicks. Wir sind berührt vom Rauschen der Blätter und Plätschern des Baches, von den Melodien der Vögel und dem Duft der Rosen. Die Erhabenheit des Waldes entzückt uns, die Unendlichkeit des nächtlichen Firmaments macht uns demütig, das Spektrum des Lichts spricht uns wortlos an. Wir sind beredt von der mystischen Schönheit der Natur. Schmetterlinge, Blumen oder Wolken faszinieren uns. Der Blick eines Kätzchens erobert unser Herz im Sturm. Wir zertreten Schnecken, Schlangen und Spinnen, überfahren Hasen und Hirsche, knallen Elche und Elefanten ab, machen aus Geparden und Gazellen Trophäen, überfischen die Meere. Wir säubern Seen und Ströme, entgiften die Luft und den Boden, forsten Wälder auf. Wir errichten Schutzzonen für bedrohte Primaten, Schonzeiten für Jagdtiere, Korridore für wandernde Frösche, Nistkästen für brütende Spatzen.

Natur ist Leben und Leben ist Natur. Wir ahmen sie nach mit unseren Parks und Gärten. In Kunst, Literatur, Musik, Design, Architektur, Politik und Werbung ist sie allgegenwärtig. Sie gibt den Rhythmus vor, spendet uns Trost, inspiriert uns, verleiht uns Geschmeidigkeit. Natur härtet uns ab, vor allem die Natur unserer Lebensverhältnisse.

Unsere Naturempfindung ist nuanciert und manifestiert sich in abertausend Ausdrucksformen. Mit unseren Gesängen, Gedichten und Gebeten lobpreisen wir sie, bekunden, dass sie unsere perfekte Lehrmeisterin ist. Darin stimmen Naturphilosophie, Naturheilkunde, Naturreligionen, Naturvölker, Naturprediger überein. Unsere Erwartungen der Natur gegenüber haben messianische Züge. Von ihr erhoffen wir nicht weniger als unser Heil: weil uns die Kehrseite ihres Wesens allzu vertraut ist?

Nicht nur das besänftigende Antlitz der Natur ergreift uns, sondern auch ihr schauerhaftes Gebärden. Die rauen Naturgewalten offenbaren unsere enorme Verletzlichkeit. Sie bedrohen unsere Existenz und zeigen, wie klein und hilflos die Kreaturen sind. Ob Erdbeben, Tsunamis, Vulkane, Fluten, Hitze, Trockenheit, Feuersbrunst, Feinstaub, Mikroben, Meteoriten – die unbändige irdische und ausserirdische Natur kann uns im Nu vernichten oder allmählich zu Grunde richten. Vor schleichendem Verfall und vor Krankheiten unseres Körpers fürchten wir uns. Daher unser beständiges Bemühen, das Joch der Natur abzuwerfen, die natürlichen Risiken wissenschaftlich oder rituell zu bannen. Wir überlisten die Natur mit der Weltformel und beschwichtigen sie mit den Schamanensprüchen. Wir begehren immerwährende Jugendlichkeit. Wo ihr Gesetz zu hart, ihr Gang zu beschwerlich ist, soll menschlicher Wille triumphieren. Wir wollen nicht Getriebene, sondern Gebietende sein, nicht ohnmächtige Objekte, sondern souveräne Subjekte – aller Naturverehrung zum Trotz. Gewiss, wir himmeln die Schauspiele und Phänomene der Natur an. Prachtvolle Regenbögen, blühende Obstbäume, eindruckliche Berglandschaften und imposante Tiere betören uns und erfreuen unser Gemüt. Doch wir setzen uns ungern den Launen und der Übermacht der Natur aus.

Seit eh und je ist es unser Ziel gewesen, die Natur nicht nur unseren Bedürfnissen dienstbar, sondern sie uns völlig gefügig zu machen: wie eine von Menschenhand konstruierte Maschine. In den Laboratorien demonstrieren wir unsere Überlegenheit an lebenden und leblosen Versuchsobjekten. In den Manegen führen wir Tiere zur Ergötzung, in den Menagerien als Schaustücke vor. Wir haben in die Natur eingegriffen und sie gründlich verändert. Wir verwandeln Sümpfe in Städte, Wiesen in zivilisatorische Infrastruktur. Wir transformieren Natur in Landschaft, Landschaft in Land, Land in Landwirtschaft, Landwirtschaft in Wirtschaft. Wir begradigen Flüsse, tragen Berge ab, graben den Meeresboden um, roden Haine, rotten Tier- und Pflanzenleben aus. Doch wir dezimieren nicht nur die Natur, wir erweitern sie um fantastische Fabeltiere, rätselhafte Mischwesen, grimmige Chimären. Wir erschaffen neue Arten mittels der traditionellen und der gentechnischen Zucht. Mit unseren Apparaturen fliegen wir zum Mond, dringen in Weiten und in Fernen ein – unbeirrbar, zielstrebig, planmässig und atemberaubend präzise. Unsere forschende

Vernunft entzaubert die Natur, die uns immer noch im fotogenen Format begeistert: als lichtdurchfluteter Sonnenuntergang, als majestätischer Zoolöwe, als arrangiertes Abendgericht fürs digitale Publikum.

Das All ist uns nicht zu gross, das Atom nicht zu klein, um davor Halt zu machen. Wir erklimmen den höchsten Gipfel, erkunden den tiefsten Punkt, entkommen der Schwerkraft. Wir fusionieren und spalten die Teilchen nach unserem Ermessen. Menschliches Ermessen schlägt zuweilen in Vermessenheit um. Überhebliche verkalkulieren sich allzu oft. Daher lösen wir unabsehbare Kettenreaktionen aus, die wir schwerlich wieder einfangen oder wenigstens eindämmen können. Durch selektives »Renaturieren« wollen wir begangene Natursünden abbüssen. Nicht weil wir einsichtig und reuig wären, sondern weil uns Hochwasser, Tornados, Erdbeben und Lawinen dazu zwingen. Es ist jedoch ein Wunschdenken, den Naturzustand wieder herzustellen. Wir merzen von uns eingeschleppte und begünstigte »Naturschädlinge« aus, stellen auf der anderen Seite Millionen bereit für Auswanderung und Wiederansiedlung von Tieren. Nach gewissen Erfolgen stellen wir fest, dass der wilde Wolf alles andere als handzahn ist und »Nutztiere« reisst. Er darf sich zwar wieder »einbürgern«, muss aber bitteschön seine Natur vollständig ablegen wie der abgerichtete Hund, das schlachtaugliche Schaf oder die gemästete Kuh.

Kein anderes Lebewesen darf uns in die Quere kommen, niemand unsere Kosten-Nutzen-Rechnung durcheinanderbringen. Unsere Naturbilanz ist stimmig und widersinnig zugleich. Wir teilen die Natur in »nützlich« und »schädlich« ein, in »schön« und »hässlich«, »anmutig« und »bestialisch«, »heimisch« und »invasiv«. In »Hausschwein« und »Wildschwein«, »unberührt« und »verschandelt«, »ursprünglich« und »zersiedelt«. Wir zäunen ihre Restbestände ein, präsentieren sie als Spektakel, als »Naturparadies« und kassieren Eintritt. Die entlegenen arktischen Gegenden erschliessen wir den finanzkräftigen Reiselustigen, die antarktischen den kosmopolitischen Investoren. »Konventionell« hergestellte Produkte sind preiswert, mit dem Label »biologisch« versehene unerschwinglich, weil sie angeblich »natürlicher« und »umweltschonender« sind. Die Natur ist unser Geschäftsmodell und unser gewinnbringendes Model. Sie gilt uns als Vorbild für Vitalität, als Leitbild für Echtheit, als Abbild unserer Träume und Illusionen, aber vor allem als amorphes Material zum Ausbeuten, Konsumieren oder Experimentieren.

Kurzum, wir verneigen uns vor der Natur und unterwerfen sie uns. Von ihr sind wir überwältigt und überwältigen sie. Wir regulieren sie rigoros und erzittern jämmerlich vor ihren entfesselten Kräften. Unsere Seligkeit erlangen wir an Kraftorten und in Oasen der Stille, durch begehrte Bodenschätze und handelbare Naturressourcen. Wenn wir in die Natur blicken, geniessen wir die schöne Aussicht und betrachten sie synchron als Kulisse für eine lukrative Immobilie. Wir leben von ihr und durch sie und verheeren unsere Lebensräume sowie jene anderer Lebewesen. Wir retten gestrandete Wale und fallen über sie in ihrem natürlichen Habitat her. Das Schicksal eines kleinen, von seiner Mutter verstossenen Eisbären erweicht uns, gibt uns ausgiebigen Gesprächsstoff und

eine Projektionsfläche; vor der industriellen Massentierhaltung und allem, was dazugehört, schirmen wir unser Bewusstsein hermetisch ab. Wir sind Feinschmecker, können Blut und Gestank, Verzweiflung und Gemetzel nicht ertragen. Wir prangern das »Naturwidrige« an und verabscheuen gleichzeitig das »Naturwüchsige«. Die »Natürlichkeit« ist uns heilig, die »Triebhaftigkeit« diabolisch. Das Tier repräsentiert die Natur, das Animalische die Widernatur. Die Natur gilt uns als Ausdruck des Lebens und des Sterbens, als Inbegriff der Vollkommenheit und der Hinfälligkeit, als Sinnbild der Ewigkeit und der Vergänglichkeit.

Ist das nicht merkwürdig? Woher diese funkelnden Facetten, diese vielschichtige Verschlungenheit, diese widerspenstige Widersprüchlichkeit, diese abgründige Ambivalenz, diese desaströse Destruktivität unseres Verhältnisses zur Natur? Warum ist unser Verständnis von der Natur so mehrdeutig, so komplex, so brüchig, so verklärend, so idealisierend, so unfassbar gegensätzlich? Was sind wir für Wesen, die Widerstrebendes und Ungereimtes miteinander vereinbaren und vereinigen können? Ist denn der Mensch ein Konglomerat aus gegenläufigen Ambitionen, Ansprüchen und Ansichten? Sind wir überhaupt in der Lage, Natur als Natur, also ausserhalb menschlicher Verwertungszusammenhänge und menschlicher Zwecke wahrzunehmen?

Welche Haltung ist einzunehmen, damit wir in unseren Reflexionen weiterkommen? Wie können wir unser **Naturverständnis**, unser **Naturverhältnis** und unsere **Stellung in der Natur** weniger widersprüchlich, weniger ambivalent, weniger destruktiv ausloten und gestalten? Geht das überhaupt angesichts unserer eigenen persönlichen Zerrissenheit und angesichts der vielen gesellschaftlichen und internationalen Antagonismen? Wie könnten wir unser Verhältnis zum Nicht-Menschlichen als Inbegriff von Natur befrieden, wenn wir uns als Menschen fortwährend bekriegen? Warum bringen wir es nicht fertig, mit uns selbst ins Reine zu kommen und mit anderen Naturwesen ausgeglichen zu koexistieren? Spiegeln unsere diffusen Begrifflichkeiten und Relationen zur Natur nichts anderes als unsere eigene Verwirrtheit und Zwiespältigkeit wider? Wodurch könnte es uns gelingen, unserer menschlichen Natur bewusst zu werden?

Was ist »Natur«? Können wir uns einen soliden Begriff von der Natur sowie ein Verständnis unseres Verhältnisses zu ihr erarbeiten? Ein Grundverständnis, das uns befähigt, einige wichtige Fragen wenigstens zu sondieren? Oder müssen wir zuerst bei uns selbst anfangen und nach unserer Natur fragen?

Fady Barcha, im Frühling 2024.